

Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften
Austrian Journal of Historical Studies

35 | 2024 | 3

Intersektionalität
Perspektiven aus Geschichtswissenschaften
und Geschichtsdidaktik

Intersectionality
Perspectives from history
and history didactics

Herausgegeben von
Heike Krösche
Levke Harders

StudienVerlag

Innsbruck
Wien

Gefördert durch die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien, den Linzer Hochschulfonds, die Stadt Wien, Magistratsabteilung 7 – Kultur, Wissenschafts- und Forschungsförderung, das Vizerektorat für Forschung sowie das Dekanat der Historisch-Philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck.



universität
wien



Stadt
Wien

Kultur



universität
innsbruck

Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften

Austrian Journal of Historical Studies

Zitierweise: OeZG

Erscheinungsweise (seit Jg. 2009): 3 Bände im Jahr (ca. 600 Druckseiten)

OeZG-Redaktion: Michaela Hafner, Elisa Heinrich, Nikola Langreiter, Alexandra Preitschopf;

englisches Lektorat dieses Bandes: Christine Brocks

Website: <https://journals.univie.ac.at/index.php/oezg>

Preise: Einzelheft € 38,00

Jahresabonnement (3 Bände im Jahr) privat: € 67,00

Jahresabonnement Institutionen: € 89,00

(Abonnementpreise inkl. MwSt., zuzügl. Versandkosten)

Alle Bezugspreise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung.

Abbestellungen müssen spätestens 3 Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

Aboservice:

Tel.: +43-512 395045, Fax: +43-512 395045 15

E-Mail: aboservice@studienverlag.at

© 2024 by StudienVerlag Ges.m.b.H., Erlersstraße 10, A-6020 Innsbruck

E-Mail: order@studienverlag.at | Internet: <http://www.studienverlag.at>

Buchgestaltung nach Entwürfen von himmel. Studio für Design und Kommunikation,
Innsbruck/Scheffau – www.himmel.co.at

Satz: Marianne Oppel, Weitra | Umschlag: StudienVerlag/Karin Berner

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier. Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 42h UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

ISBN 978-3-7065-6369-7 ISSN 1016-765 X

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:

Medieninhaber: StudienVerlag

Herausgeberin: Österreichische Gesellschaft für Geschichtswissenschaften, Wien

Blattlinie: Veröffentlichungen wissenschaftlicher Arbeiten aus allen Bereichen der
Geschichtswissenschaften

Bände der OeZG werden ab Jahrgang 31/2020 gleichzeitig mit Erscheinen der Printausgabe auch online zugänglich gemacht; ebenso sind alle früheren Ausgaben ab 1/1990 über die OeZG-Website abrufbar. Informationen zu diesem kostenfreien Zugang finden Sie unter <https://journals.univie.ac.at/index.php/oezg>.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. CC BY 4.0 gilt für alle in der OeZG veröffentlichten Texte. Für die Rechte an den Abbildungen siehe die Angaben in der jeweiligen Bildunterschrift.

Editorial:	7	
Potenziale und Herausforderungen von Intersektionalität in Geschichtsdidaktik und Geschichtswissenschaften		
Franziska Rein	20	Lebensgeschichte intersektional. Empirische Betrachtungen zur subjektiven Sinnbildung
Julian Happes	41	Die Anwendbarkeit der intersektionalen Kategorie <i>race</i> am Beispiel spätmittelalterlicher Jerusalempilgerberichte. Eine geschichtswissenschaftliche und -didaktische Problematisierung
Irene Messinger	58	Intersektionale Sozialarbeitsgeschichte in der Hochschuldidaktik. Selbstzeugnisse von Fürsorgerinnen des Wiener Jugendamts in den 1930er-Jahren als Quelle
Anna Ransiek	81	Familien- und Lebensgeschichten Schwarzer Frauen in Deutschland. Ein Beitrag zur historischen Intersektionalitätsforschung
Kristin Skottki	102	Zur Konstruktion der ‚mörderischen Juden‘ im Reich um 1492. Intersektionale Perspektiven auf den spätmittelalterlichen Antisemitismus
Lisa Maria Hofer	124	Unerhörte Bildungsbiografien 1812–1869. Warum es eine teilpartizipative Methode und Erfahrungswissen in der intersektionalen <i>Dis/ability History</i> braucht
Shuyang Song	142	Intersektionale Perspektiven auf das politische Selbstverständnis der Westdeutschen Frauenfriedensbewegung (1951–1974)

- Katharina Oke / 164 „Schwarz und österreichisch sein ist kein
Vanessa Spanbauer Widerspruch – es ist die Gleichzeitigkeit,
die es ausmacht“
- Veronika Springmann 177 Was hat ein Bügeleisen mit einer Geschichte
des Sports zu tun? Intersektionale
Geschichte(n) des Sports im Museum

Open Space

- Imke Misch 187 Auf Spurensuche in Paris: Yvette Grimaud,
„Uraufführerin der 2. Boulez-Sonate“.
Künstlerische Identität, Selbstkonzept
und Netzwerk

Herausgeber*innen

Stefan Benedik, Wien
Laurence Cole, Salzburg
Peter Eigner, Wien
Ellinor Forster, Innsbruck
Johanna Gehmacher, Wien
Elizabeth Harvey, Nottingham
Gabriella Hauch, Wien
Valeska Huber, Wien
Dietlind Hüchtker, Wien
Kerstin S. Jobst, Wien
Claudia Kraft, Wien
Oliver Kühschelm, Wien/St. Pölten
Erich Landsteiner, Wien
Ernst Langthaler, Linz
Maria Mesner, Wien
Ursula Mindler-Steiner, Graz/Budapest
Tim Neu, Wien
Annemarie Steidl, Wien
Regina Thumser-Wöhls, Linz

Herausgeberinnen dieses Bandes

Heike Krösche, Innsbruck
Levke Harders, Innsbruck

Redakteurin dieses Bandes

Elisa Heinrich

Wissenschaftlicher Beirat

Gerhard Baumgartner, Wien
Christiane Berth, Graz
Hubertus Büschel, Kassel
Franz X. Eder, Wien
Jane Freeland, London
Dagmar Freist, Oldenburg
Maria Fritsche, Trondheim
Marcus Gräser, Linz
Hanna Hacker, Wien
Christian Heuer, Graz
Pieter Judson, Florenz
Robert Jütte, Stuttgart
Klemens Kaps, Linz
Éva Kovács, Wien/Budapest
Pavel Kolář, Konstanz
Reinhild Kreis, Siegen
Christoph Kühberger, Salzburg
Patrick Kury, Basel/Luzern
Birgit Lang, Melbourne
Sandra Maß, Bochum
Georg Marschnig, Wien
Wolfgang Meixner, Innsbruck
Peter Melichar, Bregenz
Jasmin Mersmann, Linz/Berlin
Maren Möhring, Leipzig
William O'Reilly, Cambridge
Sylvia Paletschek, Freiburg im Breisgau
Kiran Klaus Patel, München
Peter Pirker, Innsbruck/Klagenfurt
Miloš Řezník, Warschau
Georg Schmid, Les Bussières de Saint-Oradoux
Inken Schmidt-Voges, Marburg
Sabine Schmolinsky, Erfurt
Ute Schneider, Duisburg/Essen
Peter Schöttler, Berlin
Reinhard Sieder, Wien
Lisa Silverman, Milwaukee
Anton Staudinger, Wien
Brigitte Studer, Bern
Karl Vocelka, Wien
Bernhard Weidinger, Wien
Anna Veronika Wendland, Marburg

„Schwarz und österreichisch sein ist kein Widerspruch – es ist die Gleichzeitigkeit, die es ausmacht.“

Vanessa Spanbauer und Katharina Oke über Schwarze Österreichische Geschichte und Geschichtsschreibung

Vanessa Spanbauer (VS) und Katharina Oke (KO) arbeiten beide mit und in unterschiedlichen institutionellen Kontexten zu Schwarzer Geschichte und der Geschichte Afrikas. Im folgenden Ausschnitt eines Gesprächs, das die beiden im Juni 2023 über Zoom zwischen Wien und Lagos geführt haben, reflektieren sie über geschichtswissenschaftliche Arbeitsweisen, Arbeitskontexte und Strategien, die ihr Arbeiten möglich machen und prägen.

Rassismus und verschiedene Formen der Marginalisierung und Diskriminierung in Österreich einschätzend, beobachten die Gesprächspartnerinnen sowohl ein Wissen als auch Nichtwissen in der Gesellschaft. Sie analysieren, dass Diskriminierungsformen tief in der Gesellschaft verankert, aber jenseits des öffentlich etablierten Diskurses oft nicht aufgearbeitet wurden und werden. Vanessa Spanbauer bezieht sich hier auch auf Formen der Diskriminierung, die in der (Österreichischen) Geschichtsschreibung verankert sind und unterschiedliche Gruppen betreffen. Dabei geht es um das Thema Patriarchat, Queer- und Transfeindlichkeit und die Diskriminierung von Menschen mit Behinderung. Katharina Oke beobachtet in diesem Zusammenhang, dass sich Gesellschaft wie Wissenschaft aus der Verantwortung ziehen, was Kolonialismus betrifft. Beide betonen, dass mehr Forschung wünschenswert wäre, weisen aber gleichzeitig auf sich nicht verändernde strukturelle Konfigurierungen hin, wie beispielsweise, dass die Forschungs- und Bildungslandschaft und auch öffentliche Debatten die breitere gesellschaftliche Diversität nicht widerspiegeln. Die Bedeutung intersektionaler Analysen unterstreichend, analysiert Vanessa Spanbauer, dass es wenig Bewusstsein für Mehrfachdiskriminierungen gibt und dass eine breitere Haltung gegen jede Form

DOI: <https://doi.org/10.25365/oezg-2024-35-3-9>



Katharina Oke, Universität Graz, Institut für Geschichte, Attemsgasse 8/II, 8010 Graz, Österreich; katharina.oke@uni-graz.at

Vanessa Spanbauer, Freie Historikerin/Kuratorin, Österreich; spanbauer.vanessa@gmail.com

der Diskriminierung zwar beschworen, aber nicht in die Praxis umgesetzt wird. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund weisen beide Gesprächspartnerinnen darauf hin, dass sie gesellschaftsverändernde Ansprüche, die Teil eines Schwarzen Feminismus sind, mit ihrer Arbeit verbinden.

VS: In meiner Arbeit ist es mir ein Anliegen, Geschichten zu thematisieren, die in Schulen und Universitäten nicht gelehrt werden und in Schulbüchern keine Erwähnung finden. Wegen dieser Lücken erachte ich es für relevant, diese Geschichten zugänglich zu machen. Einerseits für die Mehrheitsgesellschaft, um ein diverses Bild von Österreichischer Geschichte zu vermitteln, und andererseits für die Schwarze Diaspora, die in den letzten Jahrzehnten Versuche unternommen hat, ihre eigene Geschichte kennenlernen zu können und daran zu forschen.¹ Es ist notwendig, Schwarze Österreichische Geschichte als einen Teil der Österreichischen Geschichte anzuerkennen, besonders in der Zeitgeschichte fehlt dieses Verständnis vielfach.

KO: Ich sehe es als Teil meiner Aufgabe in Forschung und Lehre Rassismus, Sexismus, Funktionsweisen von Kolonialismus – *oppression* und *privilege* – aufzuzeigen, zu kritisieren, Raum für kritische Auseinandersetzung zu schaffen und ebenso eine Veränderung hoffentlich möglich zu machen. Hierbei liegt mein aktueller Fokus im akademischen Bereich, das heißt, *Public History* ist für mich etwas, mit dem ich mich gerade beginne auseinanderzusetzen, es ist etwas, das mich mehr und mehr interessiert.

VS: Über die Jahre habe ich weitere Tätigkeitsfelder erschlossen, beispielsweise Workshops zur Dekonstruktion von kolonialen Denkweisen und Anti-Rassismus-Arbeit, die es mir erlauben, anhand von historischen Beispielen ein Verständnis davon zu vermitteln, dass rassistische und koloniale Strukturen immer noch in Österreich verhaftet sind, und es daher essentiell ist, diese zu reflektieren und aufzuarbeiten. Weiters versuche ich in meiner Arbeit mit „Advancing Equality Within The Austrian School System“ (AEWTASS)² in die vorhandenen Strukturen einzugreifen, denn im Rahmen unseres Projektes beschäftigen wir uns mit Afrikabildern in Schulbüchern, mit den Strukturen in Schulbuchverlagen und halten dort Workshops, wodurch sich Kooperationen ergeben. Außerdem wendeten wir uns an das Bildungsministerium, um den Status-Quo und die notwendigen Veränderungen aufzuzeigen. Einerseits, um eine Veränderung einzuleiten, damit das Afrikabild, das in Unterrichtsmaterialien vorherrscht, erweitert und korrigiert wird. Anderer-

1 Vgl. Claudia Unterweger, *Talking Back*, Wien 2016, 53 f.

2 <https://aewtass.org/> (6.9.2023).

seits setzen wir uns auch damit auseinander, wie bereits vorhandenes stereotypes Unterrichtsmaterial³ dekonstruiert werden kann und wie Pädagog*innen sich damit beschäftigen können, um es nicht unkommentiert weiterzugeben. Zudem hatte ich die Möglichkeit, am Institut für Bildungswissenschaften der Universität Wien ein Seminar zu halten, um die rassismuskritische Medienkompetenz zu stärken. Das Ziel ist, bei Strukturen auf verschiedenen Ebenen anzusetzen.

KO: Ich habe in den vergangenen Jahren im Vereinigten Königreich und Österreich unterrichtet und geforscht. Was ich in Österreich spannend finde, ist die Möglichkeit, direkt mit Lehramtsstudierenden zu arbeiten. Mir scheint es bedeutsam, wenn ich Studierende dazu anleiten kann, im Rahmen einer Aufgabenstellung eine Stundenplanung zu afrikanischer Geschichte oder Schwarzer Österreichischer Geschichte zu erstellen, und mir die Studierenden rückmelden, dass sie diese dann tatsächlich in den Schulen umsetzen. Das ist relevant, weil es für junge Schwarze Menschen, wie Du auch sagst, eine Identifikation möglich machen kann oder zumindest ein wenig Diversität ins Klassenzimmer bringt.

VS: Ich stimme dem zu, für mich ist es ebenfalls ein Output meiner Arbeit, dass Kritik an vorhandenen Zuständen geübt wird. Ich sehe Kritik als wichtiges Tool meiner Arbeit, was bewirkt, dass ich den Journalismus, die Museen, die Forschung usw. aus dem Blickwinkel einer Schwarzen Frau betrachte und mir dazu Gedanken mache, was nicht ideal, was problematisch ist und was nicht adäquat läuft, um in weiterer Folge die inhaltliche Arbeit, nicht nur in der Bildungsarbeit, möglich zu machen.

Über das Arbeiten in der Geschichtswissenschaft mit intersektionalen Ansprüchen und eigenen Diskriminierungserfahrungen, die reflektiert werden:

VS: Es gibt alle Formen der Diskriminierung in diesem Land, allerdings werden sie unterschiedlich betrachtet und bestimmte Kämpfe gegen diese Diskriminierungsformen sind mehr ausgeprägt als andere. Diese Kämpfe gehen meist von den einzelnen betroffenen Gruppen aus und Nicht-Betroffene steigen erst nach einer Zeitspanne in diese Kämpfe mit ein. Deshalb existiert in der Mehrheitsgesellschaft relativ wenig Wissen über Diskriminierung, weil sich die Expertise meist nur diejenigen Gruppen aneignen, die versuchen, gegen diese Diskriminierungsformen aufzutreten.

3 Sina Aping/Gudrun Klein/Astou Maraszto et al., Narrative und Repräsentationen von Afrika in aktuellen österreichischen Schulbüchern, in: Stichproben. Wiener Zeitschrift für Kritische Afrikastudien 22/43 (2022), 63–92.

KO: Ich denke, dass die Black-Lives-Matter-Bewegung 2020 vor allem in Bezug auf Schwarze Geschichte eine Veränderung mit sich gebracht hat. Es sind jetzt offenbar Diskussionen möglich, die zuvor nicht möglich waren. Wenn Schwarze Menschen Rassismus ansprechen, scheint die Wahrscheinlichkeit höher, eine Form von Gehör zu finden, oder dass zumindest weniger Unverständnis vorherrscht, dieses Ansprechen also besser eingeordnet werden kann. Wenngleich es eine gewisse Veränderung gibt, habe ich gleichzeitig das Gefühl, dass es in Diskussionen dann dennoch an Sensibilität oder Bewusstsein fehlt – dafür, dass Rassismus für Menschen gelebte Realität ist, und eben nicht nur ein Thema, das gerade ‚in‘ ist, mit dem man sich zwei Stunden die Woche, einen Abend lang oder eben für ein paar Monate oder im Rahmen eines Forschungsprojektes ‚beschäftigen‘ kann, während der Alltag einfach unverändert bleibt.

VS: Die Veränderung findet grundsätzlich statt, allerdings sehr langsam und mit gewissen Höhepunkten, es ebbt auch wieder ab, wie ich beobachte. Ich sehe die Tendenz, dass versucht wird, rassistische Machtstrukturen trotzdem aufrechtzuerhalten. Über Rassismus zu sprechen, wird gesellschaftlich mehr Platz eingeräumt, wobei es oft auf der Ebene von individuellem Alltagsrassismus bleibt, der von einer Person gegenüber einer anderen Person ausgeübt wird. So wird verhindert, den Diskurs auf die Ebene des strukturellen Rassismus⁴ zu heben und zu besprechen, welche Veränderungen strukturell und institutionell notwendig wären.

Gerade befinden wir uns allerdings am Beginn einer größeren Debatte zum Thema des kolonialen Erbes in Österreich. Sehr viele Menschen haben über Jahrzehnte versucht, diese Themen öffentlich zu machen, dazu zu forschen und Aufarbeitung anzustoßen. Diesen Personen wurde aber kein Gehör geschenkt, die Projekte wurden nicht finanziert, weil es immer ein Thema blieb, an dem beinahe nur Schwarze Menschen gearbeitet und Projekte entwickelt haben. Diese Arbeit wurde nicht anerkannt. Ich reflektiere viel darüber, wie schwer diese Aufgabe für die Menschen in der Diaspora war und auf welchen Vorarbeiten⁵ meine eigene Forschung aufbaut.

4 Von strukturellem Rassismus spricht man, wenn das gesellschaftliche System mit seinen Rechtsvorstellungen und seinen politischen und ökonomischen Strukturen Ausgrenzungen bewirkt, während der institutionelle Rassismus sich auf Strukturen von Organisationen, eingeschlossene Gewohnheiten, etablierte Wertvorstellungen und bewährte Handlungsmaximen bezieht. Der strukturelle schließt also den institutionellen Rassismus ein. Vgl. Ulrike Hormel/Albert Scherr, Bildung für die Einwanderungsgesellschaft. Perspektiven der Auseinandersetzung mit struktureller, institutioneller und interaktioneller Diskriminierung, Wiesbaden 2004, 25 f.

5 Hier seien beispielhaft die Arbeiten von Personen wie Araba Evelyn Johnston-Arthur, Belinda Kazeem-Kaminski, Claudia Unterweger, Simon Inou, Charles Ofoedu, Beatrice Achaleke und Clara Akinyosoye genannt. Ebenso die Arbeit von Kollektiven und Vereinen wie Pamoja, PANAFa, die Schwarze Frauen Community und vielen anderen Vereinen aus den Communities wie die Ghana Union oder der National Association of Nigerian Community Austria (NANCA).

Vor diesem Hintergrund über ihre eigenen Positionalitäten reflektierend, führen sowohl Vanessa Spanbauer als auch Katharina Oke aus, dass auch ihre Arbeit auf eine tiefe persönliche Motivation zurückgeführt werden kann:

VS: Meine Mutter ist Österreicherin, mein Vater Nigerianer. Ich bin in Wien geboren. Das heißt einerseits, ich bin mit einer österreichischen, weißen Familie aufgewachsen und bin sehr in Österreich und seine Gesellschaft eingebettet. Andererseits werde ich nicht so wahrgenommen. Dadurch ist die Arbeit am Thema Schwarze Menschen ein Weg für mich, meine Identität als Schwarze Österreicherin mehr zu ergründen. Ebenfalls identifiziere ich mich als Cis-Frau und heterosexuell, wodurch ich natürlich auch wieder bestimmte Blickwinkel mitbringe.

KO: Bei mir ist es ähnlich: Meine Mutter ist Österreicherin, mein Vater Nigerianer. Ich bin auch in einer weißen österreichischen Familie aufgewachsen, also identifiziere ich mich als Schwarze Österreicherin. Gleichzeitig habe ich aber schon relativ früh diese Auseinandersetzung mit Afrika und Nigeria gesucht, beispielsweise durch Reisen. Gegen Ende des Journalismus-Studiums und insbesondere danach habe ich mich stärker mit Nigeria und Afrika auseinandergesetzt. Auf die Frage nach dem Warum habe ich oft geantwortet, dass ich jetzt für mich ergründen will, was denn dieses ‚Afrika‘ eigentlich ist, weil viele denken, dass ich aus Afrika bin. Das Studium der Afrikawissenschaften war daher ein Versuch, zu verstehen, was Nigeria, was West-Afrika für mich bedeutet. Und somit ist die Forschung oder dieser Fokus auf die Geschichte Afrikas ein Weg, meine Identität zu verstehen, als Teil einer Suche nach *belonging*. Ich bin Doppelstaatsbürgerin, ich kann beides gleichzeitig sein, ich lasse mich nicht festschreiben oder ich will mich nicht festschreiben lassen. Und das Eine mindert das Andere nicht, sondern die Gleichzeitigkeit ist es, die es ausmacht.

VS: Für mich ist vor allem der Fokus auf Österreichische Schwarze Geschichte wichtig, einfach um das Schwarz-Sein in Österreich einzubetten und um zu zeigen, dass Schwarz-Sein schon lange vorhanden⁶ und es nichts Neues ist. Schwarz und österreichisch sein ist kein Widerspruch.

In der Reflexion dazu, welche zugeschriebenen Kategorien in welchen Arbeitskontexten besonders bedeutsam sind, gehen die Gesprächspartnerinnen auf das komplexe

6 Vgl. Walter Sauer/Vanessa Spanbauer, *Jenseits von Soliman. Afrikanische Migration und Communitybuilding in Österreich – eine Geschichte*. Mit einem Beitrag von Vanessa Spanbauer, Innsbruck/Wien 2022.

Zusammenspiel verschiedener Faktoren in unterschiedlichen Kontexten und im Besonderen auf das Zusammenspiel von race und gender ein:

VS: Natürlich gibt es mehrere Aspekte meiner Identität, die in meiner Arbeit relevant sind. Das Dominierende ist sicher, als Schwarze Österreicherin wahrgenommen zu werden. Allerdings habe ich ebenso den Anspruch entwickelt, Klassismus zu thematisieren, weil ich aus einer Arbeiterfamilie komme bzw. aus einer nicht-akademischen Familie. Das hat Auswirkungen auf mein Bestreben, *Public History* zu machen und nicht ausschließlich den akademischen Raum zu adressieren. Das prägt mich persönlich und meine Arbeit schon sehr, weil ich weiß, dass viele Menschen keinen Zugang zum akademischen Feld haben und ich deswegen nicht nur für ein akademisches Feld arbeiten will.

Gender hat natürlich eine Bedeutung in Bezug darauf, wie ich arbeite und wie ich mich persönlich durch die Welt bewege. Ich habe allerdings das Gefühl, dass in Österreich von meiner Positionierung als Schwarze Frau das Schwarz-Sein fast wichtiger wahrgenommen wird als das Frau-Sein. Natürlich herrscht auch in Österreich das Patriarchat und Geschlechterverhältnisse haben große Relevanz. Aber weil es in meinen Arbeitsbereichen Journalismus, Forschung und Museum sehr wenige Schwarze Menschen gibt, ist *race* der Faktor mit der größeren Relevanz. Das heißt, ich nehme oft die Rolle ein, die erste Schwarze Person zu sein, die irgendwo an einem Ort präsent ist. Obwohl es nicht immer meinem Arbeitsauftrag in einem gewissen Zusammenhang entspricht, ist es notwendig, gleichzeitig über Rassismus zu sprechen und Aufklärungsarbeit zu leisten – oft kostenlos. Mittlerweile habe ich diese Anteile für mich akzeptiert und versuche, sie zu leisten und eine Vergütung dafür zu bekommen. Beispielsweise ist es möglich, in einem Museum zu arbeiten und parallel einen Workshop geben zu müssen, um dort überhaupt adäquat arbeiten zu können. Das gilt ebenso für den Journalismus, auch hier bedarf es Aufklärungsarbeit, um zu erklären, was Rassismus überhaupt ist und wie Schwarze Menschen in den Medien vorkommen, um anschließend meine Arbeit einbetten zu können.

KO: Was Du zu *race* und *gender* beschreibst, ist auch meine Erfahrung: Oft die erste Schwarze Person in einem Kontext zu sein, der Druck und der Stress, der damit verbunden ist. Was für mich im Wissenschaftsbetrieb noch dazu kommt, und das habe ich vor allem im Vereinigten Königreich beobachtet, ist Alter, also als junge Schwarze Frau als Kollegin und nicht als PhD-Studentin wahrgenommen zu werden. Und diese Situation, als erste Schwarze Person in einen Kontext zu gehen, das Verantwortungsgefühl, das damit einhergeht – weil ich ja als Repräsentation für alle anderen Schwarzen Menschen angesehen werde – das kann auch extrem lähmend sein.

VS: Ja, und nicht nur als Repräsentation, sondern vor allem auch was die Arbeitsleistung betrifft, denn wenn ich nicht gut performe, werden an diesem Ort wahrscheinlich keine Schwarzen Menschen mehr beschäftigt, weil dann geschlussfolgert wird, Schwarze Menschen sind so und so. Dieser Druck ist schon immer vorhanden.

KO: Was für mich in letzter Zeit, und vor allem beim Arbeiten in Nigeria und Ghana viel Sinn gemacht hat, ist, was Lila Abu-Lughod und Kirin Narayan spezifisch in Bezug auf Menschen, deren Identität durch Migration oder deren Eltern ‚gemischt‘ ist, als „halfie position“ beschreiben.⁷ Daraus folgend ist für mich das Beschreiben meiner Position als ein „standing on shifting ground“, als eine Position, die sich konstant verändert, momentan sehr stimmig. Im österreichischen Wissenschaftsbetrieb bin ich Teil der Minderheit. Ich forsche in Communities, die aus der Perspektive des westlichen Wissenschaftsbetriebes oder vor allem in der Anthropologie, als das „Andere“ gesehen werden, aber eben für mich nicht wirklich das „Andere“, sondern, zumindest partiell, ein Teil von mir selbst sind. Es erscheint mir so, dass ich meine Verbindung zu Personen, mit denen ich im Rahmen meines Projektes interagiere, immer wieder neu aushandeln muss. Ich muss mich mit (auch von mir) angenommenen Verbindungen, und mit der Art und Weise, wie ich als gegenderte, rassifizierte und als österreichische Forscherin oder Nigerianerin wahrgenommen werde, auseinandersetzen.⁸ Ich bekomme also ähnliche Fragen wie in Österreich – das kleine Familieninterview – aber ich sehe das oft nicht als *othering*, wie in Österreich, sondern ich sehe mich hier auch in einer Position, in der ich *sameness* aushandle. Das heißt, in manchen Situationen werde ich (mehr) als europäische Forscherin gelesen, was mit Macht und Privileg verbunden ist, aber auch mit Distanz und Ausschluss. Das macht mich manchmal scheinbar auch zu einem geschlechtslosen Wesen. Und in anderen Situationen werde ich mehr als Nigerianerin gelesen, was wiederum mit einem anderen Set an vergeschlechtlichten Erwartungen, Erwartungen bezüglich Klasse, Zugängen und Ausschlüssen einhergeht.

Über Reflexionen aus der Arbeitspraxis, die die Erfahrungen Schwarzer Menschen zentriert und die damit verbundenen Spannungsfelder; über ein Herausfordern der

7 Vgl. Lila Abu-Lughod, *Writing Against Culture*, in: Richard G. Fox (Hg.), *Recapturing Anthropology. Working in the Present*, Santa Fe 1991, 137–162.

8 Vgl. Kimberly Simmons, *A Passion for Sameness: Encountering a Black Feminist Self in Fieldwork in the Dominican Republic*, in: Irma McClurin (Hg.), *Black Feminist Anthropology. Theory, Politics, Praxis, and Poetics*, New Brunswick 2001, 77–101; Karla Slocum, *Negotiating Identity and Black Feminist Politics in Caribbean Research*, in: McClurin (Hg.), *Black Feminist Anthropology*, 2001, 126–149.

etablierten Konventionen der Geschichtswissenschaft und zu Fragen von Community-Building und Social Justice:

VS: Meine Arbeit bezieht sich auf das Leben von Schwarzen Menschen in Österreich in den letzten 30 bis 40 Jahren. Es geht mir darum, Kämpfe zu sehen, Kämpfe zu analysieren und sie nicht als gegeben anzunehmen. Ein Problem, das meines Erachtens oft vorhanden ist: Dass diese Kämpfe existiert haben und teilweise viel weiter zurückliegend existieren, ist kaum in schriftlichen Quellen abgebildet und wird deshalb als nicht geschehen vermerkt. Dadurch gewinnt es einerseits an Bedeutung, auch im Community-Building anwesend zu sein, weil ich Quellen sammeln muss, die teilweise noch nicht dokumentiert existieren. Teil von Gruppen zu werden, gibt mir Zugänge, die anderen Personen verborgen bleiben. Ich versuche allerdings, kein leitendes Element des Community-Buildings zu sein, die Beobachterrolle ist angemessener, denn es ist ein Forschungsfeld. Andererseits wirke ich immer wieder bei Community-Building-Prozessen mit, in dem ich beispielsweise an der Gründung eines Magazins für Schwarze Menschen der Zweiten und Dritten Generation beteiligt war (*fresh – Black Austrian Lifestyle*) und sich daraus neue Communities gebildet haben, die ich wieder reflektiert habe. Oftmals ist eine genaue Abgrenzung dieser Prozesse schwierig, was es erforderlich macht, mich selbst immer wieder einzubetten und zu positionieren. Die Offenlegung meiner Zugänge zu Quellen ist elementar. In mancher Hinsicht ist es wesentlich, mit Personen verbunden zu sein, um ihre Inhalte zu erschließen, um anschließend wieder die Arbeit der Personen in den Fokus stellen zu können. Diese Aspekte beschäftigen mich auch, weil ich natürlich über die Jahre beobachtet habe, wie Personen von Außen als objektive Quellen und Expert*innen wahrgenommen werden, die alles einordnen können, da sie nicht Teil dieser Strukturen sind. Deshalb finde ich es essentiell, diese vermeintliche Objektivität zu hinterfragen, weil sie oft sehr Weiß und sehr männlich geprägt ist. Es ist mir ein Anliegen, hier auch zu thematisieren, dass diese Personen natürlich Teil von anderen Communities sind, nämlich einer Weißen Community, einer männlich geprägten Community usw. Ich finde es hinterfragenswert, dass die Community- und Social-Justice-Fragen ausschließlich Personen gestellt werden, die in dem Feld der Anti-Rassismus-Arbeit verortet werden. Denn das ist genauso in der Wissenschaft ein Faktor, der immer mitschwingt und der alle Personen betrifft. Es kommt im Diskurs auf die Positionierung an, weshalb es mir wichtig ist, diese Aspekte in meine Arbeit mit einzubeziehen, sie aber gleichzeitig kritisch zu reflektieren.

KO: Um den Punkt der Quellen aufzugreifen: Hier denke ich nicht nur daran, Zugänge zu bekommen, sondern zusätzlich auch, was das Interagieren mit gewissen Quellen mit einem selbst macht, beispielsweise bei kolonialen Akten. Im Ver-

einigen Königreich hat das National Archive gemeinsam mit Psycholog*innen einen Workshop angeboten, um dieses Thema zu behandeln:⁹ was es eigentlich für Schwarze Menschen und People of Color (POC) bedeutet, mit Quellen zu arbeiten, in denen Schwarze Personen und POC, und somit die forschenden Personen selbst, die ganze Zeit als „Andere“, als Ausgeschlossene, gesehen werden. Es ist wichtig, die Belastung, die damit einhergeht, zu thematisieren.

Und wenn ich dann an Community-Building und die Wissenschaft denke, ist ‚meine‘ Community, in der ich derartige Dinge thematisieren kann, sehr verstreut und vereinzelt. Es sind vor allem Menschen, die im Vereinigten Königreich, in den USA, in der Schweiz und in Frankreich arbeiten, die diese und andere Aspekte der Forschung ähnlich erleben.

Vanessa Spanbauer und Katharina Oke gehen auch auf Fragen der Zugänglichkeit in Forschung und auf das Aushandeln davon, wie für wen Forschungsergebnisse und Output zugänglich gemacht werden können, ein:

KO: In meinem aktuellen Forschungsprojekt verwende ich zum ersten Mal Oral History. Für meine Doktorarbeit habe ich mit Zeitungen, die von Schwarzen Menschen zwischen ca. 1890 und den späten 1940er-Jahren in Lagos veröffentlicht wurden, gearbeitet. Mit Oral History versuche ich also gewissermaßen über das schriftliche und koloniale Archiv hinauszugehen. Ein Gedanke dabei ist, ein ‚anderes‘ Archiv zu schaffen – im Sinne des Festhaltens von Wissen, das oft nicht niedergeschrieben wird. Ein weiterer Gedanke ist, auf eine andere Art des ‚Archives‘ zuzugreifen, durch diese Interviews mich beispielsweise auch einer Emotionsgeschichte anzunähern. Was ich hierbei als eine Herausforderung sehe, ist die Frage, wie ich Oral History in dem Kontext, in dem ich aktuell forsche, einsetzen kann. Es gibt unterschiedliche Vorstellungen zu Oral History, wobei ich den Zugang, wie von Dir erwähnt, als Thema sehe. Es gibt jetzt mehr Literatur dazu, wie Oral History dekolonisiert werden kann. In diesem Zusammenhang wird beispielsweise thematisiert, wie spezifische Konzepte von einem lebensgeschichtlichen Interview hinterfragt werden können, z.B. die Vorstellung, dass Oral History ein Einzelgespräch sein sollte. Denn ein Einzelgespräch ist nicht in allen Kontexten praktisch machbar, scheint nicht in allen Kontexten angebracht.¹⁰ In den Gesprächen, die ich bis jetzt geführt habe, merke

9 Vgl. ‚Racism Past and Present‘: Mixing therapeutic practice with archival research, The National Archives, <https://blog.nationalarchives.gov.uk/racism-past-and-present-mixing-therapeutic-practice-with-archival-research/> (30.6.2023).

10 Vgl. Louise White/Stephan F. Miescher/David Cohen (Hg.), African Words, African Voices. Critical Practices in Oral History, Bloomington 2001; Modupe Faseke, Oral History in Nigeria: Issues, Problems, and Prospects, in: The Oral History Review 18/1 (1990), 77–91; Hilary Francis/Inge Bou-

ich, dass die größten Unterstützer*innen meiner Forschung, d.h. Personen, die mir Kontakte möglich gemacht haben, beim Interview dabei sind und ihre eigenen Fragen stellen. Und das finde ich gut, vor allem vor dem Hintergrund, dass sich mir die Frage stellt, für wen ich diese Forschung durchführe. Mache ich das für einen Weiß und männlich dominierten Wissenschaftsbetrieb oder für die Community, mit der ich gerade spreche? Und was sind dann Bedürfnisse dieser Community? Und daher versuche ich gewissermaßen auch die Community steuern zu lassen, wo die Oral History hingehet oder wo diese Gespräche eigentlich hingehen. Das heißt, ich versuche den Prozess mit einer gewissen Offenheit anzugehen.

Ein weiteres Feld ist ethische Forschung, z.B. Vorstellungen bezüglich des Austausches von Geld oder Geschenken. Wenn ich versuche, dies durch eine partizipative Linse zu sehen,¹¹ schreiben bestimmte Konzepte ethischer Forschung eine Hierarchie vor, denn dann gibt es bezahlte Teilnehmer*innen (mich) und unbezahlte Teilnehmer*innen an einem Projekt (die so genannten *collaborators*). Das sind Fragen, die mich beschäftigen, bei denen ich versuche, Lösungen für mich zu finden.

VS: Mit Oral History befasse ich mich momentan ebenfalls und stelle mir ähnliche Fragen, besonders weil es schwer wird, Vertrauen mit den interviewten Personen aufzubauen. Hier ist Community-Building relevant. Die Geschichten von Schwarzen Personen auch in Form von Oral History festzuhalten, bevor sie verloren gehen, ist wesentlich. Es muss allerdings gesagt werden, dass natürlich viele Aspekte meiner Arbeit nicht im akademischen Feld stattgefunden haben, denn ich habe viele Interviews geführt, die keine Oral-History-Interviews sind und nicht klassisch nach diesem Prinzip funktioniert haben. Dass einem Personen Geschichten anvertrauen, ist etwas, das man sich erarbeiten muss. Oft ist es notwendig von dieser Rolle der Wissenschaftlerin oder Journalistin ein wenig Abstand zu nehmen, da damit viele problematische Zuschreibungen einhergehen, die Personen dazu bringen, ihre Erzählungen zu beschneiden und Aspekte auszusparen.

KO: Ein weiteres Spannungsfeld für mich ist natürlich, als Forscherin einer westlichen Institution nach Nigeria zu kommen, zu forschen, die Informationen zu extrahieren und sie für ein westliches Publikum zu publizieren. Vor allem mit dem Wissen, wie ungleich der Zugang zu Informationen, Ressourcen und zu wissen-

dewijn/Antonia Carcelén-Estrada/Juana Francis Bone/Katy Jenking/Sofia Zaragocin, *Decolonising Oral History: A Conversation*, in: *History* 106/370 (2021), 265–281.

11 Hier möchte ich (Katharina Oke) mich bei den Teilnehmer*innen der Tagung Netzwerktreffen Oral History (25.–26.5.2023 in Graz) bedanken, mit denen ich einige meiner Fragen und Reflektionen zu Oral History durchdenken konnte, und die mir neue Perspektiven auf partizipative Forschung aufgezeigt haben.

schaftlichen Publikationen global ist. Das ist etwas, das mich sehr beschäftigt: Wie kann die Forschung, die ich mache, in dem Kontext, in dem ich forsche, zugänglich gemacht werden? Welche Bedeutung kann die von mir durchgeführte Forschung haben? In diesem Zusammenhang finde ich mich in einer Situation, in der ich für scheinbar verschiedene Zielgruppen schreibe, wie es auch Lila Abu-Lughod beschreibt.¹² Ich habe aktuell eine zeitlich begrenzte Anstellung, also findet mein Forschen im Kontext von Akzeptanz oder Ankommen im akademischen Feld statt, was gleichzeitig impliziert, dass ich auch für dieses Feld schreibe. Anders betrachtet, heißt das, dass ich gewissermaßen für den ehemaligen *colonizer* schreibe, wenn ich für eine westliche Academic Community schreibe?¹³ Nicht zuletzt, da ich mich auch als Nigerianerin identifiziere, schreibe ich ebenso für ein vorgestelltes nigerianisches Publikum und eine nigerianische Academic Community. Ich setze mich gewissermaßen deren Kritik aus und will deren Anerkennung gewinnen.

VS: Eine Strategie, die ich ebenfalls verfolge, ist die (Nach-)Nutzbarkeit von Quellen sowie verschiedene Arten von Quellen zugänglich zu machen. Das bedeutet teilweise, sie für eine spätere Nutzung selbst zu erschaffen, wie bei Oral History für weitere Forschung, die ich nicht persönlich leiste, sondern Quellen bereitzustellen, mit denen andere Wissenschaftler*innen arbeiten können. Ebenso produziere ich in meiner Arbeit als Journalistin Quellen und schaffe etwas, das hoffentlich dauerhaft ist. Das ist eine Form der Geschichtsschreibung, die allerdings nicht aus der Perspektive einer Weißen Person entsteht, die nur ‚über‘ Gruppen spricht, wie es eigentlich Usus ist, auch in der Geschichtswissenschaft. Stattdessen versuche ich, einen kleinen Anteil an der Geschichtsschreibung zu haben, die aus genau der Perspektive kommt, die erforscht wird. All das beinhaltet diese Idee des Archivs und die Frage, welche Erzählungen dort aufbewahrt werden und wie man diese kritisch lesen kann.

Als Teil einer Zweiten Generation finde ich es relevant zu definieren, was die Zweite Generation überhaupt ist, denn es geht viel um Definitionsmomente und Identitäten. Was macht Identität aus? Was bedeutet Identität? Wie bildet sich diese Identität und welche Formen werden vielleicht noch nicht ausreichend beachtet? In Österreich wird davon ausgegangen, dass man Schwarz, Afrikaner*in oder Österreicher*in sein kann, aber nicht alles zusammen. Und diese Dinge zu verbinden, ist eine Strategie, die mir relativ wichtig ist, da ich versuche zu sehen, was eine Zweite Generation sein kann, also Personen, die in Österreich geboren wurden und afrikanische Wurzeln haben. Ich versuche diesen Begriff zu definieren und ihn auszuweiten, damit er sich nicht nur darauf bezieht, dass zwei Elternteile im Ausland

12 Vgl. Abu-Lughod, *Writing Against Culture*, 1991.

13 Vgl. Joseph Memmi, *The Colonizer and the Colonized*, London 1974 [1965], 109.

geboren wurden und die beschriebene Person in Österreich geboren wurde. Ich plädiere dafür, Menschen einzubeziehen, bei denen nur ein Elternteil im Ausland geboren ist, oder Personen, die im Kindesalter von bis zu sechs Jahren nach Österreich kamen und ihre gesamte Schullaufbahn und ihr Aufwachsen in Österreich bestritten haben. Alle diese Menschen zähle ich zu einer Zweiten Generation. Die Neudefinition dieses Begriffes der Zweiten Generation bedeutet Fluidität, weil es immer neue Zweite Generationen gibt. Die Österreichische Schwarze Geschichte hat daher wiederholt Momente der Neugründung. So werden Zukunftsfragen thematisiert, denn die Frage nach der Weiterentwicklung unserer Gesellschaft in Österreich und was sich daraus ableitet, ist und bleibt relevant. Schwarze Geschichte des Widerstands ist ein weiteres Thema. Was sind wichtige soziale Bewegungen, die es gab? Was war vor dem Black-Lives-Matter-Moment im Jahr 2020, der jetzt breit bekannt ist? Ich habe die Aufgabe, Dinge in meiner Arbeit abzubilden, von denen es vielleicht nicht so viele Bilder gibt, die nur an bestimmten Orten verfügbar sind, oder von denen gar keine Bilder existieren.

In diesem Gesprächsausschnitt haben Katharina Oke und Vanessa Spanbauer einige Einblicke in ihre Arbeitsweisen und hierfür relevante Themen und Dynamiken gegeben. Für beide sind biografische Erfahrungen als Schwarze Frauen in Österreich prägend, da sie sowohl die täglich gelebte Erfahrung konstituieren als auch Ausgang von Reflexionsmomenten für die eigene Arbeit im Wissenschafts- und Bildungsbetrieb darstellen. So wird sichtbar, wie verschiedene Ebenen von Intersektionalität in unterschiedlicher, aber auch sehr ähnlicher Weise relevant werden können.

Zu den Gesprächspartnerinnen:

Vanessa Spanbauer studierte den Bachelor Geschichte und den Master Zeitgeschichte und Medien an der Universität Wien. Sie beteiligte sich an Forschungsprojekten, wie zum Beispiel an „Blackening Vienna – Aspekte afrikanischer Präsenz in Wien seit 1918“ und an „Koloniale Objekte in Österreichischen Bundesmuseen“ (BMKÖS) für das Technische Museum Wien. Außerdem co-kuratierte sie die Ausstellung „Jetzt im Recht – Wege zur Gleichbehandlung“ für das Volkskundemuseum Wien und arbeitet derzeit an weiteren Ausstellungen für das Wien Museum und das Jüdische Museum Wien. Seit mehr als dreizehn Jahren ist sie Journalistin in den Bereichen Print, online und TV. Von 2016 bis 2022 war sie Chefredakteurin des Magazins *fresh – Black Austrian Lifestyle*. Außerdem ist sie Teil des Bildungsprojektes „Advancing Equality Within The Austrian School System“ und unterrichtete Rassismuskritische Medienkompetenz am Institut für Bildungswissenschaften an der Universität Wien.

Katharina Oke studierte Journalismus und Afrikawissenschaften in Wien und Globalgeschichte mit Fokus auf afrikanische Geschichte in Oxford. Sie hat an der University of Oxford und dem King's College London Geschichte unterrichtet und ist seit Ende 2020 Universitätsassistentin (Postdoc) im Arbeitsbereich Globale Zeitgeschichte der Universität Graz. Seit September 2022 ist sie Marie Skłodowska-Curie Global Fellow an der Universität Graz und der Universität Ibadan (Nigeria) sowie Visiting Fellow am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte (Abteilung III) in Berlin. Sie hat in Oxford zu Öffentlichkeit und Zeitungskultur (Print Culture and the Politics of the Public Sphere) im kolonialen Lagos promoviert und forscht aktuell zu handwerklicher Produktion in Accra (Ghana) und Lagos (Nigeria).